



## Chefarzt für eine „Welt in der Reha“?

VON PETER HAHNE

Alles hätte ich in Brandenburg vermutet, nur das nicht: Der Chefarzt der Sommerfeld-Reha, Dr. Volker Liefing, endete das Aufnahmegespräch unerwartet – mit einem Gebet. Und die Therapieleiterin vertraute mir an: „Ich bete vor jedem Arbeitsbeginn.“ Doch alle, auch meine Mitpatienten, bewegte nur eine Frage: „Wie soll das weitergehen? Wo wird das alles mal enden?“ Damit meinten sie nicht ihre Rehabilitation nach Hüft- oder Knieoperationen. Die Menschen machen sich Sorgen, was aus Deutschland wird. Übrigens meist Leute, die längst immun sind gegen Nazi-Vorwürfe oder wohlfeile Belehrungen aus dem Berliner Biotop der Politiker und Journalisten. Man fühlt sich doch für dumm verkauft, wenn allein der Rechtsradikalismus als deutsches Problem benannt wird. Der ist es auch, aber nicht nur. An meinem Tisch ein leitender Polizeibeamter. Wenn der aus dem Nähkästchen plauderte, hielten wir den Atem an. Nicht anders ein Lehrer, eine Sozialarbeiterin, ein Jurist. Merkels willkommene Schutzsuchende leisten ganze Arbeit. Auch der organisierten Kriminalität arabischer Clans steht man hilflos gegenüber. Die Politik lässt ihre Beamten plus Bevölkerung im Stich. Über „Wir schaffen das“ lässt sich leicht schwadronieren, wenn man selbst abseits der Realität in einem polizeigeschützten Paralleluniversum lebt. Tja, wo soll das enden? Wenn ich nicht fest damit rechnete, dass Paul Gerhards „Gott sitzt im Regimente“ stimmt, wäre es zum Verzweifeln. Auch Karl Barth hat Recht: „Es wird regiert.“ Gott sei Dank! Doch unser Land scheint irgendwie unter dem Damoklesschwert des „Dahingegeben“ zu vegetieren, wie Paulus es in seinem höchst aktuellen Brief an die Römer schreibt. Deutschland meint unverdrossen mit oberlehrerhafter Attitüde, der therapeutische Chefarzt für eine „Welt in der Reha“ zu sein. Die Moralin-Menschen in Politik und Kirchen übertreffen sich in maßloser Empörung. Dabei sind sie es doch, die längst zum Patienten auf der Couch geworden sind. Total isoliert, belächelt, verspottet von aller Welt. Allein das Geld ist es noch, was uns die anderen gefügig macht. Doch Geld allein macht weder glücklich noch gesund.

„Arm ist ein König, der einen Arzt braucht“, da sind wir nämlich alle gleich, wie es Jochen Klepper klarsichtig in seinem Roman „Der Vater“ über den Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. schreibt. Des Kaisers neue Kleider: Unsere „Elite“ merkt gar nicht, dass sie längst nackt ist. Eine Elite des Mittelmaßes, was fast schon eine Beleidigung für das Mittelmaß ist. Und wo sind eigentlich die Kirchen, die einer Spaltung (bis in Gemeinden und Familien hinein!) wehren? Sie machen fleißig mit bei der pauschalierenden Publikumsbeschimpfung. Das geht allerdings nur so lange, wie der Staat für sie üppiges Geld eintreibt. Die beiden Päpste haben Recht: Das dicke (deutsche) Geld erstickt den ohnehin dünnen Glauben. Eine arme Kirche wäre hell-sichtig gegenüber dem wahren Problem ihrer Gläubigen – der wachsenden Fremdenfeindlichkeit, nämlich der Feindlichkeit vieler Fremder gegenüber den Deutschen, den Christen, dem Kreuz.



Der Autor ist TV-Moderator und Best-seller-Autor. Foto: Archiv

# Der Seebär

Politischer Mensch mit christlichem Sendungsbewusstsein: Zum Tod des Schriftstellers und regelmäßigen Autors dieser Zeitung Ulrich Schacht VON ALEXANDER KISSLER



Feingeistiger Solitär: Ulrich Schacht (1951–2018).

Foto: Archiv

Diesen Satz aus einer Biografie habe ich lange nicht verstanden: Geboren worden sei dieser Mann, dieser Mensch „im Frauengefängnis Hoheneck“. Wie kann das sein, dachte ich naiv, dass ein Mensch, ein Knabe in einem Gefängnis nur für Frauen zur Welt kam? Gewiss, das war eine sehr kindische Frage. Die DDR des Jahres 1951, von dem hier die Rede ist, hielt zur segregierten Bestrafung sogenannter Staatsfeinde Gefängnisse für beide Geschlechter parat, und warum sollte dort nicht, zwangsgetreunt vom Vater, der kleine Ulrich geboren werden? Als aus diesem der Erwachsene Ulrich Schacht geworden war, viele Jahrzehnte später, sagte er: „Es gibt eine Tradition in meiner Familie, in entscheidenden Momenten keine Rücksicht auf Bedrohungen zu nehmen und das zu sagen, was man für die Wahrheit hält. Ich bilde mir gar nichts darauf ein.“

Auch der Sohn einer deutschen Mutter und eines sowjetischen Offiziers, den er erst spät und mühsam kennenlernen sollte, wüber er „ein literarisches Meisterwerk“ (FAZ) namens „Vereister Sommer“ (2011) schreiben sollte, auch dieser Sohn Ulrich verbrachte wegen „staatsfeindlicher Hetze“ Jahre im DDR-Gefängnis. Knapp drei, um genau zu sein, ehe er im November 1976 von der Bundesrepublik Deutschland freigekauft werden sollte. So kam der gelernte Bäcker und studierte Theologe nach Hamburg, studierte weiter Politologie und Philosophie, wurde Kulturjournalist bei der Tageszeitung „Die Welt“, hochdekoriert mit dem Theodor-Wolf-Preis des Jahres 1990. Auch als Schriftsteller, als Lyriker und Erzähler vor allem, erwarb er sich den Ruf des feingeistigen Solitärs, die Masse weder findend noch suchend. Den Eichendorff-Preis erhielt er 2013, den Preis der LiteraTour Nord dann 2016, nach Michael Köhlmeier und vor Tilmann Ramstedt. Ulrich Schacht

war angekommen, anerkannt in der Bel Etage des literarischen Erzählens, erst recht mit seinem späten Romandebüt „Notre Dame“ (2017), einer doppelten Liebesgeschichte aus der Nachwendzeit.

In Erinnerung bleiben wird er mir als Seebär. So erschien er, ehe ich wusste, dass er in der Hansestadt Wismar aufgewachsen war, bei Großmutter, Mutter und Schwester, allein unter Frauen. Ob er je zur See fuhr? Niemanden vermochte ich mir passender am Steuerrad auf Holzplanken vorzustellen als diese bullige Gestalt mit nacktem Schädel, tief getönter Stimme, kollernem Lachen, kecken kleinen Augen, kraftvollem Händedruck und immer, wirklich immer in Schwarz gekleidet, schwarze Hose, schwarzes Hemd, darüber ein zweites, dickeres, noch schwärzer, weit über den Gürtel reichend. Liturgisch streng war das und sehr bequem. Passend also für den Genussmenschen und orthodoxen Lutheraner, der 1987 die in Erfurt angesiedelte „Evangelische Bruderschaft St. Georgs-Orden“

gegründet hatte. Diese will „in protestantischer Gestalt und Substanz entschieden und streitbar die Wahrheit des Evangeliums in unserer Zeit und Gesellschaft leben und verbreiten“. Wie verträgt sich derlei christliches Sendungsbewusstsein mit der Herausgeberschaft (gemeinsam mit Heimo Schwilk) des Sammelbandes „Die selbstbewusste Nation“ von 1995? War das die Lehre aus zwei Diktaturen: wieder wer sein wollen? Während Botho Strauß in seinem anlassgebenden Essay vom „Anschwellenden Bocksgesang“ den „Mut zur Sezession, zur Abkehr vom Mainstream“ forderte und die „Diktatur des Vorübergehenden“ beklagte, „an die die Medien das Volk gewöhnt haben“, dachte Schacht heilspsychologisch. Es sei „die Pflicht der Deutschen, von Auschwitz zu wissen“ und aus diesem Wissen „nicht Stigma, sondern Sorge“ erwachsen zu lassen: „Die einzige – allerdings umfassende und dauerhafte – praktisch-moralische und eben nicht lediglich rhetorisch-rituelle oder bloß finanzielle Konsequenz

aus diesem Wissen ist die Sorge um Israel. Denn jeder neue mögliche Holocaust-Ver-such an Juden findet dort statt, wo das jüdische Volk lebt, nirgends sonst.“

Ulrich Schacht war ein politischer Mensch mit der Gabe der schneidenden Prägnanz: „Rechts und links sind Standpunkte, auf die sich nur noch berufen kann, wer ein schlechtes Gedächtnis hat.“ Er konnte sich über gegenwärtige Meinungskorridore und Sprechverbote in langen Wortkaskaden ebenso empören wie über die Merkelsche Migrationspolitik, doch die zarte Seele hat den Seebär nie verlassen. Ganz schwingt sie aus in seinen Gedichten und in seiner wunderbar inwendigen Novelle „Grimsey“ von 2015 über die Reise eines Mannes auf eine fiktive, vor Island gelegene Insel. Dort angekommen, weiß der Mann „für einige Minuten nicht, welche Richtung er einschlagen sollte.“ Ulrich Schacht beantwortete diese Frage in seinem Schreiben und Leben mit der Wahrheit unter den Bedingungen des Tages, der meist keiner Wahrheit günstig gesonnen war: „Der Rhythmus, in dem er über die Straßen lief, ja schwebte, sein Pfeifen in Wind und Himmel hinein verriet, dass er die kleinste Gelegenheit nutzen würde, abzuschweifen.“

Ulrich Schacht starb am 16. September 2018 im Alter von 67 Jahren im schwedischen Förslov, wo er seit 1998 wohnte.

Nachtrag: In einer ausrangierten Brief-tasche finde ich ein Schnipselchen Text aus dem Jahr 1992. Es entstammt der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“, ist „Herbst Brief“ überschrieben und ein Gedicht von Ulrich Schacht. Es geht so: „Verrat mir ein / Geheimnis. Oder mich. Oder / löscht ganz einfach das / Licht in deinem / Auge wenn du / gehst will // ich in der / Tür steh die / Blätter zählen die der / Wind aufwirbelt ihre / Summe wissen wenn / sie wieder am / Boden // liegen: Das / Muster berg das / unseren Augen / bleibt.“

## Die „zweite Wirklichkeit“

Von Doderer lernen, sich durch fixe Ideen und Ideologien nicht den Blick verstellen zu lassen VON INGO LANGNER

Von Erich Auerbach wissen wir, dass „die Interpretation des Wirklichen durch literarische Darstellung oder Nachahmung“ lange Jahre im Zentrum sein Nachdenkens gestanden hat. Darauf weist er im Nachwort seiner „Mimesis“ hin. Ein epochales Werk, das von Homers „Odyssee“ bis zu Virginia Woolfs „To the Lighthouse“ alle Stilarten abendländischer Literatur analysiert. Dabei kommt er zu dem Ergebnis, dass die antike Lehre von den Höhenlagen der literarischen Darstellung im modernen Realismus und besonders zu Beginn des 19. Jahrhunderts in den französischen Romanen vollständig abgelöst wird.

Stendhal und Balzac, so Auerbach, „zerbrachen die klassische Regel von der Unterscheidung der Höhenlagen, nach welcher das Alltägliche und praktisch Wirkliche nur im Rahmen einer niederen oder mittleren Stilart, das heißt entweder als grotesk oder als angenehme, leichte, bunte und elegante Unterhaltung seinen Platz in der Literatur haben dürfe“. In ihren Romanen konnten nun auch beliebige Personen des täglichen Lebens zum Gegenstand ernster, problematischer und tragischer Darstellung werden. Was Auerbach an den genannten Franzosen festmacht, möchten wir an Heimito von Doderers 1956 publiziertem Roman „Die Dämonen“ ausbuchstabieren. Genauer gesagt, anhand einer Episode im vorletzten Kapitel. Es heißt „Das Feuer“.

Der 1896 geborene Österreicher nimmt in seinem „totalen Roman“ (die Gattungsbezeichnung stammt von ihm selbst) eine Erzählhaltung ein, die er als „Schweben des Schriftstellers zwischen der klaren Konst-

ruktion und der ständigen Auflösung“ beschrieben hat. Ort der Handlung ist Wien zwischen 1925 und 1927. Der erst nach dem „Anschluss“ ans nationalsozialistisch regierte Deutsche Reich vollständig sichtbar gewordene Kern dieser Jahre spiegelt sich, vielfach gebrochen, in Menschen, die aus dem Großbürgertum, dem Adel und der Arbeiterschaft ebenso entlehnt sind, wie mehr oder weniger dubiose Gestalten, die der Unterwelt angehören.

Neben dem, was wir selbst hier probeweise einmal die wirkliche Wirklichkeit nennen wollen, existiert für Doderer noch eine weitere, die er „zweite Wirklichkeit“ nennt. Damit sind alle fixen Ideen und Ideologien gemeint, die den Blick auf das echte, nicht deformierte Leben verstellen. Einer aus Doderers Personage, der sich in dieser zweiten Wirklichkeit eingenistet hat, nennt sich Imre Gyurkicz von Faddy und Hätfaludy. Er ist Ungar. Wenn wir sagen, er nennt sich so, dann deuten wir damit bereits an, dass es sich dabei um Hochstapelei handelt. Die dieser Imre (der wohl eigentlich Friedmann heißt, doch auch das ist nicht sicher) mit seinen maßgeschneiderten Anzügen, feinen Hüten und rahmengenähten Schuhen und einem fiktiven Vorleben als tapferer Kämpfer für Ungarns Freiheit, aufs Beste zu beglaubigen vermag. Eine Zeit lang zumindest.

Denn je länger er unter den nur scheinbar Seinesgleichen lebt, desto schwerer fällt es ihm, die Camouflage aufrechtzuerhalten. Schon ist seine bislang kirchenmausarme Geliebte durch eine unverhoffte Millionen-erbschaft und die aufflammende Liebe zu einem echten ungarischen Adligen von ihm

abgerückt. Schon hat der Personalchef einer Firma, für die er aus Geldnot arbeiten muss, peinliche Unstimmigkeiten in seinem Lebenslauf entdeckt, als in die erste Wirklichkeit Wiens am 15. Juli 1927 gewaltsam die zweite Wirklichkeit eindringt und Imre Friedmanns Leben auslöscht.

An jenem heißen Sommertag erhebt sich, in den „Dämonen“, wie auch in der Realität selbst, Wiens Arbeiterschaft. Die Werktätigen demonstrieren gegen ein Gerichtsurteil, bei dem es sich aus ihrer Perspektive um kapitalistische Klassenjustiz handelt. In jenem Verfahren ist ein „Rechter“ freigesprochen worden. Er hat bei einem Aufruf „der Roten“ in der burgenländischen Provinz einen Arbeiter und einen zehnjährigen Knaben erschossen. Diesen Freispruch nehmen Österreichs Sozialisten nicht hin. Sie marschieren aus den Fabriken in die innere Stadt, errichten Barrikaden, zünden den Justizpalast an, beschließen die anfangs nur in geringer Zahl anwesenden Polizeikräfte und hindern die Feuerwehr daran, den alsbald infernalisch werdenden Brand löschen.

Auch Imre nimmt am Aufstand teil. Doch nicht als Mitläufer. Auf einer der Barrikaden hält er, zusammen mit einigen anderen, klassenkämpferische Reden. Links und rechts von ihm fallen ab und an Schüsse. Man zielt hinüber zu der vom Justizgebäude gedeckten Polizei. Als von dort das Feuer erwidert wird, gehen alle übrigen Agitatoren in Deckung, nur Imre nicht. Er bleibt hoch erhobenen Hauptes stehen, wendet sich offen zum Feind, zieht eine Waffe und schießt. Die Polizei erwidert das Feuer. Imre wird tödlich getroffen. Der Sektionsrat von Geyrenhoff, eine Hauptfigur Dode-

rs und einer aus Imres bisherigen Wiener Adelskreisen, kann diese Szene vom Fenster eines Hauses durch ein Fernglas beobachten: „Es war zweifellos die Pistole aus seinem Zimmer, welche ich ja kannte (...), also, ganz genau genommen, in erster Linie ein Emblem. (...) Ein Emblem, das losging, das plötzlich in den direkten Gebrauch abstürzte. Es erschreckte mich tief. (...) Ich wusste Sekunden vorher bereits, was geschehen werde, es konnte nicht anderes kommen. Metaphern stürzen, Embleme brachen durch den doppelten Boden. Es konnte nicht anders kommen, auch für Gyurkicz. Jede konsequent bewanderte innere Oberfläche wird einmal von der Mechanik des Lebens zerschlagen. (...) Was ihn getötet hatte, war für mich, in diesen hell-sichtigen Sekunden, nicht die Kugel, sondern der Starkstrom des Lebens selbst, von Imre zum Kurzschluss gebracht. (...) Lügen, die eingekollt sind, können nicht plötzlich durch die Wahrheit ersetzt werden. Jede zweite Wirklichkeit, von der ersten schlagartig verdrängt, führt nicht in diese, sondern in den Tod.“

Dieser allerletzte Satz hat es in sich. Er ist der Schlüsselsatz, der erkennen lässt, was „Die Dämonen“ im Innersten zusammenhält. Doch nicht nur das. Er beschreibt auch, woran unser migrationserschüttertes und ideologisch überhitztes Deutschland leidet: an einem Zuviel an zweiter Wirklichkeit. Wieder einmal zeigt sich, dass wirklich große Romane Erkenntnisse bereithalten, die auch weit mehr als ein halbes Jahrhundert nach ihrer Publikation noch helfen können, unsere Gegenwart besser zu verstehen.